

Über die Autorin:

Emily Gillmor, 1990 in Dublin geboren, hat am University College Dublin Englisch und Geschichte studiert. Sie ist mehrfach ausgezeichnete Springerin und hat ihre Erfahrungen in ihren Roman *Mit Dir steht die Welt still* einfließen lassen. Mit ihren Eltern und ihren beiden großen Schwestern wohnt sie in Enniskerry, County Wicklow.

EMILY GILLMOR

*Mit Dir
steht die
Welt
still*

ROMAN

Aus dem Englischen
von Kerstin Winter

KNAUR 

Die englische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
»One Chance« bei Transworld, Ireland,
a division of Transworld Publishers.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Deutsche Erstausgabe November 2015
Knaur Taschenbuch
© 2014 Emily Gillmor Murphy
© 2015 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur
GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Julia von Natzmer
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: FinePic®, München
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51233-3

2 4 5 3 1

Für alle, die den Kick, den Kitzel
und die Katastrophen kennen.
Für alle, die diesen Sport lieben und leben.
Für die Sieger und die Wagemutigen.
Ihr Reiterinnen und Reiter – das ist für Euch.

1. Kapitel

MATTHEW

Für manche Menschen ist es eine Sucht, für andere ein Adrenalinrausch – das Gefühl von Panik, das sich in dir breitmacht, wenn du dich dem ersten Hindernis näherst. Konzentration pur: Jede Bewegung, jede Entscheidung, alles zählt. Eigentlich ist es so simpel: Du musst einfach nur springen! Aber es steckt so viel mehr darin – Tempo, Schrittlänge, Rhythmus, Höhe, Weite und am wichtigsten: Glück. Einmal läuft alles gut, tausendmal geht es schief. Warum ich es dennoch mache? Weil es sie gibt, diese Augenblicke, in denen alles stimmt, in denen die Wendungen scharf genug sind, die Galoppsprünge exakt passen und du gewinnst. Hast du einen solchen Moment einmal erlebt – und sei es wirklich nur ein einziges Mal! –, dann versuchst du dein ganzes Leben lang, es wieder zu schaffen.

Blaue Flecken, Abwürfe, Stürze, Tritte ... wenn man ernsthaft darüber nachdenkt, ist es Irrsinn. In diesem Sport wimmelt es von Betrügern und Egomane, die über Leichen gehen, um ihr Ziel zu erreichen. Geld? Geld existiert beim Springreiten nicht. Du schuftest dein Leben lang, um dir diesen Wahnsinn leisten zu können, und stehst am Ende mit leeren Händen da. Unschuld bringt dich nur in Schwierigkeiten, doch genau das war ich – unschuldig. Und außerdem dumm genug zu glauben, ich wüsste, auf was ich mich einlasse. Monatelang ließ ich mich herumschubsen, ohne dass viel dabei herumkam. Warum ich dennoch weitermache? Stolz? Sturheit? Angst? Vielleicht von allem ein wenig, aber es steckte noch mehr dahinter. Ich hatte

mich niemals in meinem Leben besser gefühlt als auf einem Pferderücken. Denn dieses Gefühl war für mich stark und beängstigend zugleich und mit nichts zu vergleichen.

Bis ich sie traf.

»Vergiss es, Matt! Auf gar keinen Fall gehst du von der Schule ab. Du bist erst siebzehn, Herrgott noch mal!«

Ich habe zwar damit gerechnet, dass er wütend wird und es mir zu verbieten versucht, aber auf eine solche Explosion war ich dann doch nicht vorbereitet. Ich streite nie mit meinem Dad; seine Statur und seine Ausstrahlung schüchtern mich ein. Seit ich denken kann, gab es nie einen einzigen Zweifel darüber, wer in diesem Haus das Sagen hat. Mein Dad ist ein guter Mensch, aber niemand, nicht einmal meine Mum, würde sich ihm jemals entgegenstellen – bis zu diesem Augenblick. Eigentlich würde ich furchtbar gern einen Rückzieher machen, den Mund halten und brav tun, was mein Dad von mir verlangt, wie ich es bisher immer gemacht habe, aber diesmal kann ich das nicht. Ich kann das nicht vergessen, ich kann nicht einfach wieder zur Schule gehen und für eine Zukunft lernen, die mich ohnehin nicht interessiert. Ich will von zu Hause weggehen und Springreiter werden. Ich habe noch nie etwas mehr gewollt, und ich werde dafür kämpfen, mit aller Kraft.

»Dad?«, sage ich flehend, aber seine Miene ist unnachgiebig, kühl. Ich sehe meine Mum hilfesuchend an, aber sie senkt den Kopf, um meinem Blick auszuweichen. Auch sie will nicht, dass ich gehe, aber selbst wenn – sie würde es nicht wagen, sich meinem Dad zu widersetzen.

»Siehst du denn nicht, dass das vollkommen verrückt ist?«, fragt er langsam, als ob ich dumm sei. »Willst du für den Rest deines Lebens Ställe ausmisten? Denn so wird es sein, das muss dir doch klar sein.«

»Das stimmt nicht!«, erwidere ich, doch ich weiß selbst, dass man mir meine Zweifel anhört. Ich habe furchtbare Angst zu gehen. Angst, dass ich es nicht schaffe. Dad lässt sein Gesicht in seine Hände sinken.

»Dann erklär mir doch bitte noch einmal, was du genau machen wirst«, murmelt er. Das habe ich bereits, aber anscheinend will er mich nicht verstehen.

»Shane Walker, der Profispringreiter, hat mir eine Stelle als Pferdepfleger und Bereiter angeboten. Ich würde bei ihm auf dem Hof wohnen und Vollzeit arbeiten.« Ich versuche, nicht allzu genervt zu klingen, aber es frustriert mich, dass ich es wiederholen muss. »Und was genau machst du als sein *Bereiter*?« Sein Sarkasmus kränkt mich mehr, als ich erwartet hätte.

»Na ja, anfangen würde ich natürlich als Stallarbeiter. Shane sagt, ich könne dann vielleicht nach einer Weile mit seinen jüngeren Pferden trainieren ...«

Dad schnaubt, bevor ich den Satz noch zu Ende gesprochen habe. »Und du willst bei ihm auf dem Hof wohnen?«

»Ja. Mit den anderen Pferdepflegern.« Ich bin noch nie von zu Hause weg gewesen, aber ich finde, es ist nun an der Zeit, dass ich lerne, allein zurechtzukommen.

»Du willst also die Schule für eine Arbeit schmeißen, von der du denkst, sie könnte dir *vielleicht* gefallen?«

Ich spüre, wie sich Zorn in mir aufbaut. Er denkt gar nicht daran, mich ernst zu nehmen. Ich weiß, ich bin erst siebzehn. Ich weiß, dass das Risiko groß ist, aber ich *will* diesen Job. Das ist es, was ich machen will. Und ich habe nie etwas anderes gewollt, seit ich vor sechs Jahren auf meinem ersten Pony gesessen habe.

Dass ich eines Tages in der Welt des Reitsports landen würde, hätte ich niemals gedacht. Denn als Kind hielt ich nicht viel von Pferden. Reiten war in meinen Augen nur etwas für kleine

Mädchen; kein Junge mit ein bisschen Selbstachtung würde sich jemals freiwillig auf einen Gaul setzen. Ich wuchs auf einer Farm in Wicklow auf, konnte also von klein auf mit Tieren umgehen. Wir hatten hauptsächlich Kühe und Schafe, aber ich half meinem Dad gerne bei seiner Arbeit. Meine erste Erfahrung mit dem Springreiten machte ich erst mit elf. Mein Dad und ich waren zu einer Landwirtschaftsausstellung gegangen, wo wir hofften, ein paar von unseren Rindern zu einem anständigen Preis verkaufen zu können.

In diesem Jahr herrschte eine besondere Atmosphäre. Wir gingen zwar schon seit Jahren auf diese Messe, aber bisher hatte ich dort noch nie so viel Publikum erlebt. Es war ein sonniger Tag, was immer viele Leute anzog, aber nicht derartige Mengen.

»Dad, was ist denn los? Wo kommen die ganzen Leute her?« Er band gerade die Kühe an, die später von den Organisatoren untersucht und bewertet werden würden. Je mehr Punkte sie bekamen, desto mehr waren sie wert.

»Heute darf hier zum ersten Mal ein Turnier abgehalten werden.«

»Was für ein Turnier denn?« Was war so toll, dass es eine solche Menschenmenge anzog?

»Ein Springturnier«, antwortete er und zog den letzten Strick fest. Unser Vieh war sehr sanftmütig; es brauchte nicht viel, um es anzubinden.

»So viel Aufruhr wegen eines Springturniers?« Das erstaunte mich enorm; in meinen Augen war Reiten allgemein furchtbar öde. Bei einem Galopp- oder Querfeldeinrennen hätte ich es ja noch verstehen können, das war prickelnd, das war riskant. Aber Springreiten? Soweit ich das beurteilen konnte, saßen die Reiter dabei einfach nur im Sattel und versuchten, gut auszu- sehen.

»Das sind echte Könner, Matt«, sagte mein Dad lächelnd.
»Wir sehen es uns nachher an. Glaub mir, es ist weitaus spannender, als man meinen könnte.«

Aber ich hatte meine Zweifel.

Dad verkaufte an jenem Tag vier der fünf Kühe, die wir mitgebracht hatten. Auch für die fünfte bekam er ein Angebot, glaubte aber, dass der Interessent mehr zahlen würde, wenn er ihn etwas hinhielt. Das war mit Abstand Dads bestes Jahr gewesen. Das Springturnier und die Menschenmenge schienen die Leute dazu zu animieren, tiefer in ihre Taschen zu greifen.

»Die Kuh ist noch jung. Selbst wenn der Bursche nicht noch einmal zurückkommt, kann ich sie nächstes Jahr noch gut verkaufen.« Ich nickte zustimmend, als er sie in den leeren Hänger lud.

»Deine Mutter und deine Schwester werden begeistert sein, Matt. Wir haben heute einen hübschen Gewinn eingestrichen.«

In diesem Augenblick ertönte eine Stimme aus den Lautsprechern, die überall auf dem Gelände angebracht worden waren.

»Durchsage an alle Reiter: Das Turnier beginnt in zehn Minuten!«

»Ah, perfektes Timing«, jauchzte mein Dad begeistert und klatschte in die Hände. »Komm, gehen wir rüber. Ich glaube, es soll dort hinten auf dem Feld stattfinden.«

»Aber es geht doch erst in zehn Minuten los«, stöhnte ich. Mir knurrte der Magen, und bei dem Gedanken an Mums Eintopf wollte ich nur noch nach Hause.

»Dann sehen wir uns einfach das Warmspringen an. Es sind einige großartige Pferde dabei.«

Schlecht gelaunt und hungrig trottete ich ihm nach.

Die hintere Wiese war größer als die, auf der wir gewesen waren. Sie wurde normalerweise als Parkplatz genutzt, doch nun hatte man mit weißen Pfosten und Stangen zwei Bereiche abgeteilt. In dem zu meiner Linken befanden sich gut zwanzig Hindernisse, deren Stangen und Fangständer leuchtend bunt gestrichen waren. Die meisten Stangen lagen in den obersten Haltern, und ich ging davon aus, dass man sie vor Beginn des Wettbewerbs absenken würde. Zu meiner Rechten war ein kleineres Rund abgetrennt, in dessen Mitte nur zwei Hindernisse standen. Mindestens ein Dutzend Pferde galoppierten im Kreis.

Um beide Plätze hatten sich eine Menge Leute versammelt. Dad und ich schlenderten zu dem Platz zur Rechten, wo sich Pferde und Reiter gerade aufwärmten. Pferde wie diese hatte ich noch nie gesehen. Zum einen waren sie viel größer als die Ponys, die die Mädchen aus meiner Klasse ritten, zum anderen waren sie extrem gut gepflegt. Ihr Fell glänzte in der Sonne, Schweif und Fesselbehang waren sauber getrimmt, die Mähne war in so kleine Zöpfchen geflochten, dass ich nur staunen konnte. Die Pferde bewegten sich in einem lockeren, federnden Galopp, die Hälse waren anmutig gebogen, die Nüstern zur Brust gezogen, und Schaum sammelte sich um ihre Mäuler.

»Dad? Was machen die Leute in der Mitte da?«

»Das sind die Pferdepfleger. Sie helfen den Reitern, sich aufzuwärmen.«

»Wieso? Was müssen sie denn machen?«

»Siehst du die zwei Hindernisse in der Mitte? Nun, damit müssen sie zum Üben auskommen, die Pfleger bauen die Hindernisse so hoch, wie die Reiter sie brauchen. Außerdem helfen sie dabei, Sattel und Zaumzeug richtig einzustellen, und bringen dem Reiter, was immer er braucht.«

»Beraten sie die Reiter auch?«, wollte ich wissen und sah da-

bei zu, wie ein Oxer aufgebaut wurde, der mir unfassbar hoch vorkam.

»Das bezweifle ich. Normalerweise sind die Pferdepfleger den Reitern unterstellt. Du erklärst deinem Chef ja auch nicht, was er zu tun hat.«

»Aber wieso will dann jemand überhaupt als Pfleger arbeiten?«

»Wenn du etwas wirklich liebst, dann tust du alles, um ein Teil davon sein zu können«, antwortete er.

Damals verstand ich nicht, was mein Dad meinte. Für mich sah es so aus, als wäre ein Pferdepfleger nichts anderes als ein Handlanger.

Dennoch war das für mich ein Wendepunkt. Ich erinnere mich noch gut an ein großes graues Pferd, das gemächlich auf den riesigen Oxer, den der Helfer gerade aufgebaut hatte, zugaloppierte. Es lief das Hindernis im selben Tempo an, in dem sich auch die anderen Tiere im Rund bewegten, und ich war sicher, dass es in diesem langsamen Galopp nie und nimmer über die Stangen setzen konnte, zumal es den Kopf gesenkt hielt. Wie sollte das arme Tier das gewaltige Hindernis erkennen können? Es war nur noch wenige Schritte entfernt. Warum hielt es nicht an? Das Hindernis war definitiv viel zu hoch.

Ich wappnete mich innerlich gegen den Zusammenstoß, der zweifellos kommen musste. Wahrscheinlich hätte ich wegsehen sollen, aber ich konnte nicht. Doch es kam zu keinem Unfall, und der Reiter zerrte das Tier auch nicht in letzter Sekunde zurück. Stattdessen hob das Pferd auf dem letzten Sprung den Kopf und flog mühelos über die Stangen hinweg. Es landete sauber auf der anderen Seite und galoppierte gelassen davon.

»Dad! Oh Mann, Dad, hast du das gesehen?« Ich zerrte auf-

geregt an seinem Ärmel und hoffte inständig, dass er das nicht verpasst hatte. »Das war ja Wahnsinn!«

»Hab dir doch gesagt, dass es ziemlich spannend ist.«

Und nun konnte ich meinen Blick nicht mehr von den Pferden abwenden. Eins nach dem anderen näherte sich den gigantischen Hindernissen und setzte mit Leichtigkeit hinüber.

Dann war das Warmspringen vorbei. »Komm mit, Matt«, sagte mein Dad. »Jetzt geht's los.«

Die zehn Minuten waren wie im Flug vergangen, und weil ich so sehr auf die Pferde konzentriert war, hatte ich gar nicht bemerkt, dass die Menschenmenge sich mittlerweile zum anderen Platz verlagert hatte. Dad und ich folgten. Ich zwängte mich in eine Lücke zwischen zwei älteren Herren, die nicht allzu glücklich darüber waren. Dad war groß; er konnte auch von hinten genug sehen. Das graue Pferd, das ich eben gesehen hatte, galoppierte in den Ring.

»Unser erster Teilnehmer ist Michael O'Doherty auf der zehnjährigen irischen Stute Rosa. Michael ist mit seinen fünfzehn Jahren heute unser jüngster Teilnehmer.« Bisher hatte ich nur auf das Pferd geachtet, aber nun, da ich den Reiter ansah, stellte ich überrascht fest, dass es sich tatsächlich um einen Jungen handelte.

Michael ritt das erste Hindernis in ebenso gemächlichem Galopp an wie zuvor beim Aufwärmen und überwand es locker. Zweites Hindernis – geschafft. Drittes, viertes, fünftes, sechstes, siebtes, achttes, neuntes, zehntes, elftes, zwölftes, dreizehntes – alle bewältigt. Oxe, Steilsprung, Doppelrick, Triplebarre – geschafft. Nichts schien Pferd und Reiter aus der Ruhe bringen zu können. Der Reiter durchritt die Wendung zum letzten Hindernis, eine rote Mauer, die höher war als alle Hürden zuvor, und galoppierte sie in einer Linie an, die mir perfekt vorkam. Mochte er auch wie ein Junge aussehen, die Konzentration und

Entschlossenheit in seiner Miene ließen ihn viel reifer wirken. Er näherte sich bis auf den letzten Galoppsprung, und für einen Sekundenbruchteil schien das Tier zu zögern. Doch dann hob es ab, überwand die Mauer, und der Kommentator verkündete über die Lautsprecher einen fehlerfreien Ritt. Michaels Miene entspannte sich, als er die Zügel locker ließ und dem Tier den Hals klopfte.

»Hat Glück gehabt, der Junge, da beim letzten Hindernis«, bemerkte einer der beiden älteren Männer neben mir.

»Absolut. Das Pferd hätte die Mauer fast verweigert«, antwortete der andere. Fasziniert schaute ich den nächsten Reitern zu. Ich konnte kaum glauben, wie wichtig jede kleine Bewegung zu sein schien und wie nah Sieg oder Niederlage beieinanderlagen. Und dann die Pferde ... an den Pferden konnte ich mich einfach nicht sattsehen.

In den kommenden Wochen sprach ich von nichts anderem als dem Springreiten, und meine Familie konnte es bald nicht mehr hören. Ich recherchierte im Internet, in Büchereien, in Tageszeitungen. Ich fing an, mich für internationale Turniere und Meisterschaften zu interessieren, und las alles, was ich über die Spitzenreiter dieser Welt, ihre Pferde und ihre Erfolge finden konnte. In der Schule erzählte ich nichts von meiner neuen Leidenschaft. Ich hatte Angst, dass meine Freunde sich über mich lustig machen würden, wenn sie erführen, dass ich plötzlich auf Pferde stand, aber zu Hause hatte ich kein anderes Thema mehr. Mein zwölfter Geburtstag näherte sich, und ich bettelte und flehte um ein eigenes Pferd.

»Das ist eine riesige Verantwortung, Matt«, wandte meine Mum ein. »Und am Ende sind wahrscheinlich dein Vater und ich diejenigen, die sich um das Tier kümmern müssen, aber dazu haben wir beide keine Zeit.«

»Mum, ich schwör's dir. Ich schwöre, ich mache *alles*. Dad und du werdet gar keine Arbeit haben.«

»Aber du musst doch auch in die Schule.«

»Ich nehme mir die Zeit, ganz bestimmt.«

»Ich weiß nicht«, sagte sie zögernd. Doch zum Glück sah mein Dad das Ganze positiver. Und dann war mein zwölfter Geburtstag da ... »Matt, wach auf! Komm raus.« Das Geschrei meiner kleinen Schwester riss mich aus dem Schlaf. »Komm raus, das musst du sehen.«

Vor uns stand ein kleines braunes, zotteliges Pony. Es konnte nicht größer als einen Meter dreißig sein, und Mähne und Schweif sahen aus, als könnte man sie nie und nimmer bändigen. Aber das machte nichts. Ich hatte bekommen, was ich mir seit Monaten so innig gewünscht hatte. Meine Eltern hatten das Pony auf dem Pferdemarkt gekauft; es war erst vier Jahre alt und bisher kaum geritten worden. Mum besaß aus ihrer Jugend noch Sattel und Trense, die sie mir schenkte. Das Leder war hart und musste dringend gefettet werden – in den nächsten Wochen hatte ich ständig schwarze Finger davon.

Am nächsten Tag versuchte ich zum ersten Mal aufzusteigen. Meine Schwester hatte das Pony Bowie getauft. Bisher war ich nur in Reitschulen unter Aufsicht und mit Anweisungen geritten, und ich hatte keine Ahnung, was ich tun musste. Mum zeigte mir, wie man das Pony sattelte und auftrenste, dann half sie mir hinauf.

»Sitz ruhig und versuch, dein Gleichgewicht zu finden.«

Ich tat, was sie mir sagte, und passte die Steigbügel an, bis sie sich richtig anfühlten. »Jetzt drück deine Schenkel sanft in die Seiten.« Mum war die Einzige aus unserer Familie mit Reit-erfahrung, und sie wollte, dass ich zuerst die Grundlagen lern-te. Am liebsten hätte ich es jetzt auf eigene Faust ausprobiert,

aber ich diskutierte lieber nicht mit ihr, sondern befolgte ihre Anweisungen.

Doch Bowie reagierte nicht – er regte sich nicht einmal! Er zuckte nur kurz mit einem Ohr, als wäre ich ihm lästig.

»Versuch's noch mal«, sagte Mum.

Dieses Mal drückte ich meine Beine so fest ich konnte zusammen. Bowie machte ein paar Schritte, blieb aber wieder stehen, sobald ich nachließ.

»Du musst den Schenkeldruck aufrechterhalten. Deine Beine sind zu locker.«

Ich versuchte es erneut und umklammerte ihn mit aller Kraft. Bowie begann gemächlich zu traben, und ich hopste ungeschickt im Sattel auf und ab.

»Heb dich mit ihm aus dem Sattel«, rief Mum, aber ich hatte keine Ahnung, was sie meinte. Ich wurde weiterhin wie ein nasser Sack durchgerüttelt, ohne dass ich mein Gleichgewicht finden konnte.

Dann, plötzlich, kam Bowie zum Stehen. Er hatte eine Kuh auf dem Nachbarfeld gesehen und schnaubte vor Angst. Ich rutschte fast aus dem Sattel und brauchte einen Moment, bis ich wieder richtig saß

»Treib ihn weiter an.«

Wieder drückte ich die Schenkel in seine Flanken, aber es nützte nichts. Bowie hatte offensichtlich keine Lust.

»Tritt ihn doch mal!«, rief meine Schwester. Sie saß auf dem Zaun und schaute meiner Demütigung neugierig zu.

Ich stieß meine Fersen in den Ponybauch, aber Bowie regte sich noch immer nicht.

»Versuch's noch mal.«

»Das tu ich doch!«, brüllte ich meiner Mum frustriert zu. Ich ließ die Beine locker, holte aus und rammte meine Fersen so fest ich konnte in Bowies Seiten. Bowie flitzte im vollen Galopp

davon. Mein Oberkörper bog sich zurück, und meine Beine schlugen haltlos hin und her. Ich versuchte, ihn anzuhalten, verlor dabei aber die Zügel und konnte sie nicht wieder aufnehmen. Mum brüllte etwas, aber ich verstand sie nicht. Bowie stürmte auf das Eisentor zu. Angst packte mich. Er wird doch nicht hinüberspringen wollen?, durchfuhr es mich panisch.

Wir waren nur noch einen Galoppsprung entfernt, und ich lehnte mich zurück, um mich gegen den Aufprall zu wappnen. Doch als Bowie das Tor erreicht hatte, blieb er abrupt stehen. Ich wurde mit einem Ruck aus dem Sattel geschleudert, ging zu Boden, überschlug mich und landete hart auf dem Hintern. Das Gras fühlte sich an wie Beton.

Bowie senkte den Kopf, trottete ein paar Schritte vom Zaun weg und begann zu grasen, als wäre nichts geschehen. Ich rappelte mich auf und hörte meine Schwester lachen, als ich mir mein schmerzendes Hinterteil rieb.

Mum musterte mich mitfühlend. Sie hatte Bowie eingefangen und hielt ihn für mich fest.

»Alles okay mit dir?«, fragte sie sanft. Doch ich sah ihr genau an, dass auch sie sich das Lachen verkneifen musste.

»Ja, ja, klar«, brummelte ich und ignorierte meine kichernde Schwester.

»Sollen wir es noch mal versuchen?«, fragte sie und deutete auf Bowie. Ich hätte schwören können, dass das Pony selbstzufrieden aussah.

»Ja«, murmelte ich. »Versuchen wir es noch mal.«

Rückblickend war Bowie das Beste, was einem Anfänger wie mir hatte passieren können. Er war frech und gerissen und warf mich bei jeder Gelegenheit ab. Ständig ging er über die Felder mit mir durch, und vor Hindernissen blieb er regelmäßig wie angewurzelt stehen. Er war allgemein ein Alptraum.

Es dauerte Monate, bis ich es schaffte, ihn ohne die Hilfe meiner Mum zu satteln und zu trensen. Ihn von der Weide zu holen war ebenfalls schwierig; manchmal war es bereits stockfinster, bis er sich endlich bequembre, in den Stall zu kommen. Es dauerte eine halbe Ewigkeit, bis wir kapiert hatten, dass er es war, der nachts die Kuhställe öffnete und die Tiere freiließ. Meine Eltern hatten mich in Verdacht, die Tore nicht richtig geschlossen zu haben, und erst als Dad mit eigenen Augen sah, wie Bowie die Riegel öffnete, wurde uns klar, dass er der wahre Täter war. Anschließend befestigten wir gleich drei neue Riegel an seiner Box, und das hinderte ihn endlich daran, sich auf eigene Faust umzusehen.

Doch trotz aller Schwächen war Bowie auch ein großartiges Pony. Ja, er war wilder und frecher, als das Durchschnittspony für erste Reiterfahrten sein sollte, aber auch zäher und wagemutiger. Meine Wochenenden waren plötzlich voll mit Springwettbewerben, zu denen Mum uns fuhr. An manchen Tagen war Bowie der Star der Veranstaltung, der mit Abstand jedes Turnier gewann, an anderen Tagen warf er mich schon vor dem ersten Hindernis ab. So war er eben.

Nach drei Jahren voller Erfolge und Misserfolge waren meine Beine so lang geworden, dass sie weit unter Bowies Bauch baumelten, und ich gab ihn widerwillig an meine übergläckliche kleine Schwester ab. In den folgenden Monaten ritt ich viele verschiedene Ponys. Ich hatte mir den Ruf erarbeitet, stark und zäh zu sein, und manch eine Mutter fragte meine Mum, ob ich wohl das Pony ihrer Tochter reiten könnte, weil es seit einiger Zeit Mucken machte. Das tat ich gerne, doch oft stellte ich fest, dass diese Tiere einfach nur entsetzlich verhätschelt und verzogen worden waren, und nach ein paar festen Worten und dem Einsatz von Sporen benahmen sie sich wieder gut.

Meine Eltern boten mir nicht an, mir ein neues Pferd zu kaufen. Ich wusste, wieso. Nun, zwei Jahre später, am Ende des Sommers, lag nur noch ein Jahr Schule vor mir, aber ich wollte nicht mehr zurück, und das wussten sie auch.

»Ihr könnt mich nicht zwingen, wieder zur Schule zu gehen«, entgegne ich, als ich endlich den Mut dazu aufbringe. In der Miene meines Dads zeichnet sich Überraschung ab. Normalerweise widersetze ich mich seinen Wünschen nicht.

»Gesetzlich unterstehst du noch immer meiner Verantwortung, Matt. Ich *kann* dich durchaus zwingen, wenn es sein muss«, antwortet er mit drohendem Unterton.

»Na schön, dann tu es – zwing mich!«, antworte ich und erhebe zum ersten Mal überhaupt meine Stimme gegen meinen Dad. »Dann mach ich eben blau, rassel mit Absicht durch die Prüfungen und benehme mich so, dass sie mich rausschmeißen. Ich kämpfe von nun an jeden Tag gegen dich, bis ich achtzehn werde und endlich selbst entscheiden darf. Und ich schwöre dir: Ein weiteres Jahr Schule unter Zwang wird nichts an meiner Meinung ändern. Im Gegenteil – das macht mich nur entschlossener.« Wenn ich jetzt nachgebe oder verunsichert wirke, dann lässt er mich nie gehen, das weiß ich genau.

Dad ist sichtlich hin- und hergerissen. Er kann nicht damit umgehen, dass sich ihm jemand widersetzt, aber er scheint meine Argumente abzuwägen. Natürlich will er nicht, dass ich ihn das ganze kommende Jahr bekämpfe. Ich habe keine Ahnung, ob ich meine Drohung wirklich wahr machen kann, aber er soll es zumindest glauben. Schließlich stöhnt er entnervt auf.

»Woher kennst du Shane überhaupt?«, fragt er in dem Versuch, die Taktik zu ändern.

»Mum hat mir seine Nummer gegeben«, antworte ich zögernd. Ich möchte Mum eigentlich nicht mit hineinziehen – sie

hasst es, sich mit Dad zu streiten –, aber ich muss ihm die Wahrheit sagen, wenn ich will, dass er mir in dieser Sache vertraut. Er fährt mit dem Kopf zu ihr herum. Sie hat die ganze Zeit still in einer Ecke des Raumes gesessen, doch nun weiten sich ihre Augen. Ich wünschte, ich hätte den Mund gehalten.

»Ich kenne ihn seit meiner Kindheit«, beeilt sie sich zu erklären und stolpert über ihre Worte. »Ich bin doch nicht davon ausgegangen, dass Shane ihm tatsächlich einen Job anbieten würde ...« Sie flüstert die letzten Wörter beinahe. Eigentlich war es reines Glück, dass Shane mir die Stelle gegeben hat. Als wir uns unterhielten, erzählte er mir, dass in den vergangenen Monaten drei Leute gekündigt hatten und er verzweifelt jemanden suchte, der Vollzeit für ihn arbeitete. Von Anfang an betonte er, dass er keine Teilzeitarbeiter wollte, sondern jemanden, der sich der Aufgabe wirklich widmen kann. Ich weiß, dass meine Mum nun ein schlechtes Gewissen hat. Sie hat das Gefühl, dass diese ganze Auseinandersetzung ihre Schuld ist. Doch Dads Miene wird weicher, als er sie betrachtet. Wenn es um meine Mutter oder meine Schwester geht, wird er meistens lammfromm. Zumindest kann er keiner von beiden lange böse sein. Bei mir ist das anders. Da hält er sich nicht zurück.

»Willst du diese Stelle wirklich so unbedingt?«, fragt er und wendet sich wieder mir zu. In seiner Stimme liegt ein Hauch Traurigkeit.

»Ja.« Wird er mich lassen? Wird er wirklich ja sagen? Aber zunächst sagt er nichts, und die Spannung zwischen uns wächst und wächst, bis ich glaube, es keine Sekunde länger aushalten zu können.

»Na schön«, murmelt er schließlich.

Ich kann kaum glauben, was ich da höre. »Danke«, stammele ich überrascht.

Hastig stürze ich aus dem Zimmer, bevor er es sich anders überlegen kann. Mein Herz rast wie verrückt. Ich habe es mit Dad aufgenommen und gesiegt! Ich hätte niemals geglaubt, dass ich das schaffen würde. Dann stürmt die Wirklichkeit mit Wucht auf mich ein: Ich gehe nicht mehr in die Schule zurück. Ich ziehe aus und fange an zu arbeiten. Ich werde für das arbeiten, was ich mir mehr als alles andere auf der Welt wünsche!

Ich laufe nicht direkt hinauf in mein Zimmer, sondern bleibe draußen vor der Küche stehen und belausche meine Eltern.

»Was machst du denn da?«, höre ich meine Mutter fragen. »Ich dachte, es war dir so wichtig, dass er die Schule zu Ende macht.«

»Das ist es mir auch«, gibt Dad zurück. Er klingt müde. »Aber es bringt einfach nichts, ihn zu zwingen. Lass ihn ein paar Monate lang Ställe ausmisten und am eigenen Leib spüren, wie hart diese Arbeit ist, dann kommt er schon freiwillig zurück.« Ich weiß, dass er sie trösten will, aber sogar ich kann hören, wie unsicher er klingt.

Mum ist einen Moment still. Als sie wieder spricht, klingt sie ängstlich. »Ich hoffe nur, du hast recht«, sagt sie leise.

Am nächsten Morgen rufe ich Shane an, um ihm zu sagen, dass ich die Stelle annehmen möchte. Er erklärt mir daraufhin, was ich zu tun haben werde, und es ist verdammt viel. Ich muss jeden Morgen um sieben Uhr aufstehen und die Pferde im Stall füttern, seine eigenen und die der Einsteller. Dann müssen die Pferde auf unterschiedliche Weiden gebracht werden. Bowie hatten wir immer zu anderen Tieren gestellt – Kühe, Schafe, Nachbarpferde –, und es machte ihm nie etwas aus. Aber Shane erklärt mir, dass die Pferde, die bei ihm stehen, zu wertvoll seien. Er kann nicht riskieren, dass sie sich verletzen oder mitein-

ander kämpfen. Wenn ich mich nicht strikt an den Plan halte, fliege ich wieder raus.

Spätestens jetzt ist mir klar, dass für Shane die Pferde immer an erster Stelle kommen werden und ihm weit wichtiger sind als die Menschen, die sich um sie kümmern. Und obwohl ich es mir nicht gerne eingestehe, hat mein Dad wohl recht gehabt, was das Ausmisten angeht. Die dreißig Boxen müssen täglich gereinigt werden, und Shane lässt am Telefon keinen Zweifel daran, dass das in meinen Aufgabenbereich fällt. Der Stalldienst werde mich bis mittags beschäftigen, erklärt er, meine Arbeit an den Nachmittagen sei dagegen ganz unterschiedlich. Mal werde ich die Pferde und ihre Ausrüstung pflegen, putzen und für anstehende Turniere vorbereiten, dann wieder Hindernisse reparieren und streichen. An den wenigen Nachmittagen, die ich freibekomme, wird Shane, so verspricht er mir, mich auf einem seiner Pferde trainieren. Darauf freue ich mich ungeheuer. Ich beobachte seinen Werdegang schon lange, und die Chance zu haben, von jemandem wie ihm zu lernen, ist einmalig.

Shane war ursprünglich genau wie ich ein einfacher Junge vom Land. Mit fünfzehn ging er von der Schule ab, um für den international berühmten Springreiter Tony Mullins zu arbeiten. Langsam, aber stetig stieg Shane in den Klassen auf, indem er junge, scheinbar untalentierte Pferde für wenig Geld kaufte und alles aus ihnen herausholte, was möglich war. Mit Mitte zwanzig hatte er sich den Ruf erworben, knallhart und entschlossen zu sein, und er trainierte immer öfter verhaltensauffällige oder schwierige Pferde, die andere Reiter längst aufgegeben hatten. Und eines von diesen schwierigen Pferden verschaffte ihm einen Namen: FireCracker.

FireCracker war ein Pferd, das durch zahllose Hände gegangen war, darunter viele Profis, die ihn wieder abgaben, weil er nicht beherrschbar war und ihrer Meinung nach keine Zukunft

hatte. FireCrackers Besitzer waren mit ihrem Latein am Ende, als sie zu Shane kamen. Niemand hatte ahnen können, was für eine großartige Partnerschaft sich daraus entwickeln würde. Schnell stieg Shane mit dem Pferd im internationalen Ranking auf und überraschte alle, als er schließlich sogar die internationale *Horse of the Year Show* mit ihm gewann.

Nach fünf absolut erfolgreichen Jahren wurde FireCracker an einen Amerikaner verkauft; will man den Gerüchten glauben, dann verlangte Shane eine Million Euro für ihn, aber niemand weiß es genau. FireCracker machte Shane zu einem der ganz Großen in seinem Metier. Von nun an standen die Pferdebesitzer, die ihre Tiere von ihm reiten lassen wollten, Schlange, und er ist seitdem stets unter den ersten zehn der Weltbesten geblieben.

Ich bewundere Shane nicht nur wegen seines Erfolgs, sondern auch dafür, wie er an die Spitze gekommen ist. Die meisten Topreiter haben viel Geld im Rücken; einige stammen sogar aus den reichsten Familien dieser Welt. Shane hatte nichts dergleichen; mit viel Blut, Schweiß und Tränen gelang es ihm aus eigener Kraft, bis ganz nach oben zu kommen. Damit hat er allen gezeigt, dass *alles* möglich ist, wenn man es nur will.

Am Telefon klingt er kühl und gelassen – im Gegensatz zu mir. Ich kann die Freude in meiner Stimme nicht unterdrücken.

»Kannst du übermorgen anfangen?«, fragt er plötzlich.

»Okay ...«, antworte ich überrumpelt. So schnell schon?

»Schön.« Und damit legt er auf.

Mum fängt an zu weinen, als ich ihr erzähle, dass ich schon am nächsten Tag ausziehen werde. Dad sagt gar nichts, sondern verlässt einfach schweigend den Raum. Ich kann nicht damit umgehen, wenn Mum weint; ich weiß nie, was ich dann sagen oder tun soll. Also tätschele ich ihr unbeholfen den Rücken und hoffe, dass es sie irgendwie tröstet. Auch Ann weint, aber ich

glaube, das liegt eher daran, dass Mum so erschüttert ist. Ann ist inzwischen elf, und natürlich hat sie kapiert, was los ist, aber sie versteht wohl nicht so recht, warum wir so ein Trara darum machen.

»Kommst du denn manchmal zum Essen?«, bringt Mum schluchzend hervor.

»Na klar«, verspreche ich, aber es bringt nichts. Sie weint immer noch. Plötzlich weiß ich nicht mehr weiter. »Herrgott, Mum«, bricht es aus mir heraus. »Es ist ja nicht so, als ob ich sterben würde oder so ...« Dann sehe ich zu, dass ich in mein Zimmer laufe, bevor Dad zurückkommt und mich zusammenfaltet, weil ich Mum zum Weinen gebracht habe.

Am nächsten Tag nehme ich den Bus zu Shanes Hof, der am Rand von Dublin liegt. Es ist überhaupt nicht weit, keine Stunde von Wicklow entfernt, wo meine Familie lebt. Ich habe es nicht gewagt, Dad zu fragen, ob er mich fährt, und wenn meine Mutter derart emotional ist, sitze ich lieber nicht mit ihr im Auto. Zumal ich mir meine Vorfreude von keinem der beiden verderben lassen möchte.

Es ist später Nachmittag, als ich ankomme. Shane hat mir geraten, am Abend zuvor einzutreffen, da ich früh werde aufstehen müssen. Meine Tasche ist nicht besonders schwer. Ich besitze nicht viel Kleidung und habe nur das eingepackt, worin man auch arbeiten kann. Schließlich weiß ich, dass ich hier auch schweißtreibende, schmutzige Aufgaben erledigen muss.

Es herrscht ziemlich viel Betrieb, und überall laufen Leute herum, aber niemand macht sich die Mühe, mich zu begrüßen oder mir auch nur einen zweiten Blick zuzuwerfen. Mir begegnen ein paar Jungen in meinem Alter, die mit Eimern oder Mistgabeln unterwegs sind, also arbeiten sie wohl auch hier. Die meisten von ihnen sind aber etwas älter und besser gekleidet.

Ich versuche, nicht neugierig hinzusehen, würde aber zu gerne wissen, wer diese Jungs sind. Sind es Freunde von Shane? Oder Reitschüler? Aber es könnten natürlich auch die Besitzer der Pferde sein, die hier zur Miete stehen.

Langsam gehe ich zum Büro. Ich weiß, wo es ist, denn ich war bei meinem Bewerbungsgespräch hier. Ich lasse mir Zeit, schaue mich um und lasse das Treiben auf mich wirken. Die meisten Gebäude sind entweder dunkelgrün oder grau. Es gibt wenig Farbe zu sehen, bis auf die zahlreichen grünen Koppeln. Wohin ich auch sehe – überall sind Pferde. In den Ställen, auf den Weiden, direkt vor meiner Nase, geritten oder geführt. Mein Dad ist Farmer, ich bin also an den Geruch von Tieren gewöhnt, aber hier riecht es anders. Kühe und Schafe stinken, hier jedoch hängt kein unangenehmer Geruch in der Luft. Es ist schwer zu beschreiben, aber die Atmosphäre auf diesem Hof hat etwas Warmes, Entspanntes. Als ich endlich die Tür zum Büro erreiche, klopfe ich behutsam an.

»Herein!«, ruft Shane, und als er mich sieht: »Matt!« Jemand steht neben ihm und grinst mich an, als ich eintrete.

»Das ist also unser Frischfleisch?«, bemerkt der Unbekannte.

»Hör auf, ihn zu ärgern«, sagt Shane streng, und der andere verstummt, grinst jedoch weiter, was mich etwas verunsichert. »Matt, das ist Nick. Du wirst schon lernen, seine dummen Bemerkungen zu ignorieren. Ich mach's nicht anders.«

Nick ist groß und kräftig, aber wenn man ihm ins Gesicht blickt, erkennt man, dass auch er noch jung ist. Ich schätze ihn auf höchstens Anfang zwanzig, und es ist irgendwie beruhigend, dass er nicht viel älter ist als ich. »Nick ist dein Zimmergenosse, und er wird dich morgen genau einweisen. Außerdem steht er dir in den ersten Wochen als Ausbilder zur Verfügung, aber ich würde vorschlagen, dass du schnell lernst. Faulpelze

mag ich hier auf dem Hof nicht. Es gibt immer viel zu tun, und ich kann niemanden gebrauchen, der nicht mithält.«

Shane sieht mich abwartend an, und ich nicke.

»Gut«, fährt er etwas freundlicher fort. »Nick wird dir zeigen, wo du unterkommst.« Und damit verlässt er das Büro, und ich begreife mit etwas Verzögerung, dass dieses Gespräch beendet ist.

Ich wende mich mit einem nervösen Lächeln zu Nick um. »Hi«, sage ich, um das Eis zu brechen.

»Hallöchen.« Nick strahlt Selbstvertrauen aus, und ich ahne, dass es ihm Spaß macht, mich in Verlegenheit zu bringen.

»Arbeitest du schon lange hier?«, versuche ich es.

»Seit fast vier Jahren.«

»Wow. Dann gefällt's dir hier bestimmt, oder?« Er zuckt die Achseln, und ich winde mich innerlich. »Ähm ... kannst du mir zeigen, wo ich schlafen soll?«

»Na sicher«, erwidert er fröhlich. Rasch marschiert er auf die Tür zu. Ich packe meine Tasche und folge ihm. Nick ist viel größer als ich, und ich kann mit seinen langen Schritten kaum mithalten. Keiner von uns sagt etwas, und ich haste stumm neben ihm her, bis ich etwas Graues aus den Augenwinkeln wahrnehme. Ich blicke nach links und sehe den Kopf einer wunderschönen grauen Stute aus einer Stalltür ragen. Ich weiß nicht, ob Nick aufgefallen ist, dass ich angehalten habe, aber ich gehe dennoch zu dem Pferd hinüber.

»Hey, hallo«, flüstere ich, als die Stute behutsam an meinen Taschen zupft, um zu sehen, ob ich vielleicht eine Belohnung darin habe. Es ist ein warmer Abend, und das Pferd trägt keine Decke, also betrachte ich sie ausgiebig. Unglaublich, wie stark und schön sie ist. Kein Pferd, auf dem ich bisher geritten bin, kann sich mit ihr vergleichen. Ihr Körper sieht aus wie gemeißelt, Mähne, Schweif und Schopf sind perfekt gestutzt und

frisiert. Mir scheint es plötzlich, als wäre jedes Pferd, das ich in der Vergangenheit geritten bin, lediglich ein Transporter oder ein Pick-up gewesen. Aber diese Stute vor mir ist ein Ferrari – traumhaft schön, kraftvoll und schnell.

»Du hast ein gutes Auge ...« Ich fahre zusammen, als ich Nicks Stimme neben mir höre, lächele aber.

»Sie ist umwerfend«, sage ich und streichele ihr Gesicht.

»Ja, das ist sie. Sie ist Shanes wichtigstes Pferd. Er hat auf ihr sogar ein paar internationale Turniere gewonnen. Sie ist hier auf dem Hof so was wie eine Berühmtheit.« Ich kann den Blick nicht von ihr abwenden, und Nick lässt mich ein Weilchen einfach nur staunen.

Doch dann klopft er mir fest auf den Rücken, um mich in die Wirklichkeit zurückzuholen. »Hier wirst du keinen einzigen Bauerngaul sehen«, verspricht er, als ich mich zu ihm umdrehe. »Diese Pferde ...« Er deutet auf die Ställe um uns herum. »... das ist wahre Klasse.«

Ich habe überhaupt keine Ahnung, wie ich Nick einschätzen soll. War diese Äußerung als Prahlerei gemeint, oder liebt er Pferde genauso wie ich? Aber eigentlich ist es egal, denke ich, als ein plötzlicher Schub Erregung mir das Adrenalin durch die Adern pumpt. Ich bin endlich da, wo ich hingehöre.

2. Kapitel

ELIZABETH

Ich schließe meine Augen, als mein Körper abhebt. In meinen Ohren ploppt es, und mein Magen zieht sich so fest zusammen, dass ich befürchte, mir könnte übel werden. Ich höre Stimmen um mich herum, aber mein Herz hämmert mit jeder Sekunde heftiger. Ich packe mit der einen Hand meine andere und drücke so fest, dass es fast weh tut.

Zuerst höre ich ihr nicht zu. Ich halte sie für eine andere Passagierin, die nicht begriffen hat, dass ich unter akuter Flugangst leide, und einfach munter drauflosplaudert. Doch dann erklingt die Stimme erneut, diesmal lauter, deutlicher, und ich bin gezwungen, die Augen zu öffnen.

»Miss? Ist alles in Ordnung mit Ihnen?«

Vor mir steht eine Stewardess. Ihr blondiertes Haar ist zu einem festen Knoten zusammengebunden, und obwohl sie etwas zu stark geschminkt ist, hat sie ein freundliches Gesicht.

»Oh ... ja, sicher«, presse ich hervor, aber sie glaubt mir nicht.

»Haben Sie Flugangst?«

»Ein bisschen«, gebe ich zu und versuche, den Griff um meine Hand zu lockern. Die Stewardess lächelt und beugt sich zu mir hinunter.

»Wie heißen Sie?«, fragt sie und drückt sanft meine Schulter.

»Elizabeth«, antworte ich.

»Möchten Sie vielleicht etwas trinken, Liebes? Damit Sie sich ein bisschen entspannen können?« Gott, wie gerne würde

ich ja sagen – nichts würde mir jetzt besser helfen als ein doppelter Wodka Tonic –, aber ich kann nicht, nicht heute. Heute muss ich unbedingt bei klarem Verstand bleiben.

»Nein danke, geht schon«, versichere ich ihr und ringe mir ein Lächeln ab. Sie nickt mir noch einmal höflich zu, dann richtet sie sich auf, um nach den anderen Passagieren zu sehen.

Sobald sie außer Sicht ist, wühle ich in meiner Tasche, fische ein Fläschchen Notfalltropfen heraus, sprühe mir davon ein paar Stöße in den Mund und stecke es in meine Tasche zurück. Am liebsten würde ich die ganze Flasche hinunterkippen, aber ich könnte mir nie verzeihen, wenn meine Reaktionen dadurch verlangsamt würden. Um mich zu beruhigen, atme ich tief ein und aus, während das Flugzeug weiter steigt. Ich weiß, dass meine Flugangst bloß in meinem Kopf existiert, und das Ungewöhnliche dabei ist, dass mich nicht das Fliegen selbst so fertigmacht. Ich fürchte mich nicht davor, abzustürzen und zu sterben, wie normale Menschen es tun, sondern ich habe Angst vor der Angst, die ich empfinde, sobald ich ein Flugzeug besteige. Mein Herz beginnt zu rasen, und manchmal wird mir schlecht. Immer wieder sage ich mir, dass der Geist über die Materie siegen kann: Wenn ich fest daran glaube, dass die Rescue-Tropfen mir helfen, dann tun sie es auch. An manchen Tagen wirkt die Methode, an anderen nicht, und genau das sind die Tage, die ich fürchte. Heute jedoch habe ich Glück, und mein Magen entspannt sich ein wenig, als die Maschine den Steigflug beendet. Fast stoße ich vor Erleichterung ein nervöses Kichern aus. Ich fürchte mich noch immer, aber es lässt sich aushalten; die Panik hat mich nicht so stark im Griff wie sonst.

Ich hole mein iPhone hervor und lese erneut die E-Mail, die ich schon fast auswendig kann:

*Mrs. O'Brien,
ich habe gerade erfahren, dass die Fuchsstute Wildfire zum Verkauf steht. Noch ist es nicht offiziell, und wir sollten unbedingt zuerst zugreifen.
Schicken Sie Elizabeth nach England, wo ich sie morgen Mittag auf dem Gelände von Hickstead treffen werde.
Mit freundlichen Grüßen,
Edward Dawson*

Meine Mutter bekam diese E-Mail gestern Abend gegen zehn Uhr – sehr zu ihrem Unmut. Ihre schrille Stimme klingt mir noch ganz deutlich in den Ohren.

»Wer ist so unverfroren, uns so spät zu kontaktieren und dann auch noch zu verlangen, dass wir schon am folgenden Tag in ein *anderes Land* fliegen? Ich verstehe nicht, wieso du unbedingt ihn damit beauftragen musstest, ein Pferd für dich zu finden. Der Mann hat eindeutig keine Erziehung.«

Ich ignorierte ihr Gezeter einfach und buchte den ersten Flug am nächsten Tag von Dublin nach England. Ich habe ihr schon oft zu erklären versucht, wer Edward Dawson ist, aber der internationale Pferdesport interessiert sie einfach nicht. Daher habe ich vor langer Zeit aufgegeben, mich um ihre Meinung zu scheren. Ich will eine der besten Springreiterinnen der Welt werden, und obwohl sie es vielleicht nicht gutheißt, bezahlt sie die Rechnungen. Und, ja, ich weiß, dass ich ihr dafür dankbar sein sollte, aber es ist ziemlich schwer, jemandem Dankbarkeit entgegenzubringen, der alles missbilligt, was man tut.

Meine Mutter fand es beispielsweise befremdlich, dass wir Edward bisher nicht persönlich kennengelernt haben. Sie hat zwar bereits mit ihm telefoniert und über E-Mail mit ihm kommuniziert, aber ich weiß, dass Edward ständig auf Reisen und auf Turnieren ist, und dass er mich heute treffen möchte, kann

nur bedeuten, dass es sich um ein wirklich ganz besonderes Pferd handeln muss. Seit ich als Kind mit dem Springreiten angefangen habe – damals ritt ich noch Ponys –, träumte ich davon, eines Tages Edward Dawson zu treffen. Bei der Olympiade im Jahr 2000 gewann er Gold, und seitdem habe ich seine Karriere fast wie besessen verfolgt. Irland ist im Springreiten immer schon überraschend stark aufgetreten, und zum großen Teil ist das Edward Dawson zu verdanken. Er verkörpert Ehrgeiz, Tatkraft und Erfolg. Ich möchte sein Talent, seine Fähigkeiten und an seiner Seite springen – aber noch dringender möchte ich ihn eines Tages schlagen. Mag mir auch noch vieles fehlen, so besitze ich wenigstens das: Ehrgeiz und den unbedingten Siegeswillen, den man benötigt, um eine Spitzenreiterin zu werden. Wenn ich die weltbesten Springreiter im Fernsehen sehe, dann stelle ich mir nicht vor, so gut zu sein wie sie – ich stelle mir vor, dass ich eines Tages besser bin! Man könnte vielleicht meinen, dass ich etwas zu sehr von mir eingenommen bin, aber wenn ich es in diesem Sport schaffen will, dann brauche ich dieses Selbstvertrauen.

Die Stimme des Piloten aus dem Lautsprecher reißt mich aus meinen Tagträumen, und als ich höre, dass wir uns schon wieder im Sinkflug befinden, packt mich nervöse Aufregung. Sobald wir in England gelandet sind und die Maschine steht, dränge ich mich durch die Leute, um das Flugzeug möglichst schnell zu verlassen. Die Stewardess von vorhin nickt mir erneut zu; wahrscheinlich denkt sie, ich wolle so schnell wie möglich wieder festen Boden unter meinen Füßen spüren, aber in Wahrheit kann ich es bloß nicht erwarten, Edward zu treffen. Ich spüre, wie der Groupie in mir erwacht, und ich kann nur hoffen, dass ich mich nicht vollkommen lächerlich mache, indem ich in Gekicher und Gestammel ausbreche, sobald ich ihn sehe.

Das Turniergelände von Hickstead liegt nur eine halbe Stun-

de Autofahrt vom Flughafen Gatwick entfernt. Das war einer der Gründe, warum ich mich für den Flieger und gegen die Fähre entschieden habe, denn der Hafen ist viel weiter weg. Leider habe ich nicht bedacht, dass kein Autoverleih gewillt ist, einer Achtzehnjährigen einen Wagen zu geben. Nach mindestens sechs sinnlosen wie frustrierenden Gesprächen gebe ich schließlich auf und verlasse den Flughafen, um mir ein Taxi zu suchen.

Während ich mich Hickstead nähere, überlege ich, wie ich mich Edward gegenüber verhalten soll. Ist es besser, still zu sein und ihn reden zu lassen? Oder soll ich offen und selbstbewusst auftreten, um ihm zu zeigen, dass ich nicht nur ein dummes Mädchen bin, dessen Eltern zufällig eine Menge Geld haben? Aber was, wenn ich das Falsche sage? Wenn ich mich lächerlich mache? Dann wird jeder denken, dass ich nicht in diese Welt gehöre, aber wenn ich nicht in diese Welt gehören darf, dann gehöre ich nirgendwohin.

Bald darauf habe ich das Turniengelände erreicht. Fast schnappe ich vor Schreck nach Luft, als ich auf das Taxameter blicke, krame in meiner Tasche und gebe dem Fahrer so gut wie alles Bargeld, das ich bei mir habe. Er sieht mich kaum an.

Ich verfluche mich gerade, nicht mehr Geld mitgenommen zu haben, als ich ihn schon sehe. Er lehnt lässig an einer Mauer, Zigarette in der einen, Handy in der anderen Hand. Er sieht sogar noch stärker und fitter aus, als ich erwartet hatte. Natürlich wirkt er im Fernsehen auch schlank und sportlich, aber die Kameras werden ihm nicht gerecht. Er ist nicht viel größer als ich, aber das bin ich gewohnt, denn ich überrage die meisten Jungs. Edward trägt ein blaues Polohemd und eine schwarze Reithose. Als ich näher komme, hebt er den Kopf.

»Elizabeth, nehme ich an?« Er hat telefoniert, als ich ankam, steckt das Handy jetzt jedoch weg und schenkt mir ein jungen-

haftes Grinsen. Seine Zähne sind strahlend weiß, und sein Gesicht wirkt jung und frisch. Kaum zu glauben, dass er schon Ende dreißig ist.

»Hi«, sage ich schüchtern. Seine Augen sind so blau wie sein Hemd.

»Ich bin Edward Dawson.« Er nimmt meine Hand und sieht mir direkt in die Augen. Ich muss mir verkneifen, ihm zu sagen, dass ich das schon weiß – das dürfte ihm klar sein –, und ermahne mich einmal mehr, mich nicht wie ein verknallter Teenie zu benehmen.

»Freut mich«, antworte ich.

»Sollen wir reingehen? Man erwartet uns bereits.« Er kommt direkt zur Sache. Ich nicke, hoffe, dass ich nicht rot werde, und gehe ihm nach.

Hickstead ist eine riesige Anlage, und während wir an den makellos gestutzten Wiesen vorbeigehen, erklärt Edward mir, was er über Wildfire weiß.

»Sie ist eine zehnjährige amerikanische Stute und konnte bereits einige Erfolge einheimsen. Sie ist klein, aber selbstbewusst und definitiv am besten für eine Reiterin geeignet. Bisher gehörte sie einer gewissen Maddie Orwell, die es mit ihr im vergangenen Jahr unter die Top 50 der Weltrangliste geschafft hat. Maddie ist zwar eigentlich Amerikanerin, hat aber – zum Glück für uns – einen Engländer geheiratet, weswegen sie und das Pferd hier zu Hause sind ...«

Ich nicke einfach nur. Edward braucht keine Ermunterung von mir. Er ist ganz auf das Pferd fokussiert, nichts anderes zählt im Augenblick. Ich habe gestern Abend selbst noch schnell zu Wildfire recherchiert, aber fast alles von dem, was Edward erzählt, ist mir neu.

»Maddie und Wildfire waren in dieser Saison dabei, sich ernsthaft einen Namen zu machen, und es sah sogar so aus, als

würden sie in die amerikanische Equipe aufgenommen werden ...«

»Aber warum steht Wildfire dann zum Verkauf?«, frage ich.

»Na ja, das tut sie ja nicht ... offiziell«, antwortet Edward mit einem spitzbübischen Lächeln. Zum ersten Mal, seit wir uns kennengelernt haben, sieht er mich wirklich an.

»Maddie verkauft Wildfire nicht freiwillig.« Er bleibt stehen und senkt seine Stimme. »Maddies Familie gehört die *Anem Arms*-Hotelkette. Sie haben nicht zufällig gestern Nachrichten gesehen?«

»Zufällig doch«, entgegne ich. Wie gut, dass ich gestern beim Kochen den Fernseher eingeschaltet hatte. »Das Unternehmen hat Konkurs angemeldet, richtig?« Edward schenkt mir ein strahlendes Lächeln, und ich möchte vor Freude am liebsten jauchzen.

»So ist es, Mädchen ... und das bedeutet, dass Maddie nicht länger die nötigen Mittel hat, um Wildfire zu halten. Tatsächlich kann sich Maddie nicht einmal mehr die Einstellmiete leisten. Der Stallbesitzer lässt das Pferd aus reiner Freundlichkeit hier stehen.«

Jetzt erst dringt wirklich zu mir durch, was Edward gerade gesagt hat. Meine Freude lässt nach, als mir bewusst wird, wie traurig es sein muss, ein so großartiges Pferd verkaufen zu müssen. Maddie ist bestimmt am Boden zerstört.

»Mein Gott, die Arme«, sage ich, ohne nachzudenken. Edwards Lächeln er stirbt.

»Ich glaube kaum, dass Sie noch Mitleid mit ihr haben, wenn Sie ihr erst einmal begegnet sind. Sie ist ein ziemliches Biest.« Und mit diesen Worten setzt er sich wieder in Bewegung.

Wir gehen quer durch die Anlage bis zum anderen Ende, wo sich ein Reitplatz aus Sand befindet. Zwei Leute stehen in der Arena, ein junger Kerl in dunkler Reithose und eine große Frau,

die wohl Maddie sein muss. Der Mann richtet gerade das Zaumzeug einer hellen Fuchsstute – Wildfire. Ihr rötliches Fell schimmert in der Frühlingssonne, und der muskulöse Körper wirkt trainiert und definiert. Maddie steht mit finsterer Miene und verschränkten Armen da, als Edward und ich uns nähern. Sie macht einen ganz und gar unfreundlichen Eindruck, aber ich rufe mir in Erinnerung, dass in ihrer Lage wohl niemand blendende Laune hätte.

»Maddie, Liebes. Wie geht's dir?«, fragt Edward, als wir bei ihr sind.

»Ach, halt die Klappe, Edward. Ich bin heute nicht in Stimmung für deinen Blödsinn.«

Ihre Reaktion verblüfft mich so sehr, dass mir fast entgeht, wie Edward mir zuzwinkert. *Na, was hab ich dir gesagt?*, scheint sein Blick auszudrücken.

»Das ist Elizabeth«, fährt er fort und ignoriert Maddies Bemerkung. »Sie ist diejenige, die an Wildfire interessiert ist.« Ich strecke Maddie meine Hand entgegen, aber sie sieht mich nicht einmal an.

»Dann bringen wir's hinter uns«, brummt sie und dreht mir den Rücken zu. Ich blicke Edward hilfesuchend an, und er deutet auf Wildfire.

»Na los, steigen Sie auf«, sagt er.

»Wollen Sie sie denn nicht zuerst reiten?«, entfährt es mir.

»Warum sollte ich? Nicht ich will sie haben.«

Nervös betrachte ich Wildfire. Ich habe noch nie auf einem Pferd wie ihr gesessen. Was, wenn sie mich abwirft? Edward hat sie »selbstbewusst« genannt, und jeder, der sich ein bisschen mit Pferden auskennt, weiß, dass das ein Euphemismus für »schwierig« ist.

»Herrgott, Edward. Warum hast du das Mädchen überhaupt hierhergeschleppt, wenn sie sich nicht einmal traut, sich auf das

verdammtes Pferd zu setzen? Sie vergeudet doch nur unsere Zeit.«

Ich wende mich Maddie zu. Sie grinst mich höhnisch an.

Schweigend setze ich meinen Reithelm auf und nähere mich Wildfire. Sie wirkt wachsam, aber nicht beunruhigt. Der junge Kerl hält mir die Hand hin und hilft mir in den Sattel. Wildfire fühlt sich zierlich unter mir an, und plötzlich bin ich froh, dass sie nicht so groß ist. Meine Nervosität legt sich etwas. Ruhig reite ich sie über den Platz, trabe, galoppiere und mache mich mit ihrer Art, sich zu bewegen, vertraut. Sie ist ein sehr sensibles Tier, das unglaublich schnell auf meine Kommandos reagiert.

»Springen willst du gar nicht oder was?«, ruft Maddie mir zu, aber anstatt mich wieder von ihr verunsichern zu lassen, begegne ich ihrem Blick und halte ihn fest, und das lässt sie verstummen – wenigstens für eine Weile. Der junge Pferdepfleger baut einen simplen Steilsprung für mich und Wildfire auf, und ich überwinde ihn flüssig. Er legt die Stange etwas höher, aber Edward meldet sich zu Wort.

»Mach es bitte noch höher. Und zwar ein gutes Stück.«

Überrascht drehe ich mich zu ihm um. Er lächelt mir aufmunternd zu, und ich beschließe, lieber nichts zu sagen. Die Stange wird fast bis ans obere Ende der Ständer aufgelegt, und sofort wird mir mulmig zumute. Ich steigere das Tempo, um das Hindernis anzureiten, doch als wir wenden, entdeckt Wildfire es und beginnt vor Aufregung seitlich auszubrechen. Die Stimme meines Ausbilders erklingt in meinem Kopf: *Nimm die Zügel auf und treib sie voran!* Aber das tue ich nicht – im Gegenteil: Ich gebe die Zügel nach, beuge mich leicht vor und bin verblüfft, als Wildfire sich streckt und locker über das Hindernis setzt. Zufrieden klopfe ich ihren Hals, und die Stute entspannt sich unter mir.

»Das Mädel hat zwar einen furchtbaren Reitstil, aber immerhin einen gewissen Pferdeverstand.«

Ich verkneife mir ein Grinsen. Aus Maddies Mund war das wahrscheinlich ein Wahnsinnskompliment.

»Braves Mädchen«, flüstere ich Wildfire zu. »Wenn du Lust hast, arbeiten wir demnächst zusammen.«

Als ich Wildfire wende, besprechen Edward und Maddie sich miteinander. Maddie wirkt sogar noch mürrischer als zuvor, aber Edward strahlt. Wieder zwinkert er mir zu, und ich reite mit Wildfire zu ihnen.

»Also, was denken Sie?«

»Sie ist nett«, sage ich, weil ich weiß, dass ich meine Begeisterung besser nicht zeige.

»Nett?«, schnaubt Maddie. »Sie ist verdammt noch mal das beste Pferd, auf dem *du* je sitzen wirst, glaub mir das.« Ihre Miene wird weicher, als Wildfire an ihren Taschen schnuppert. Sie holt eine Packung Leckerlis heraus und gibt ihr vier davon. Die Stute frisst sie begierig. Als Edward erneut das Wort ergreift, ist Maddies düsterer Gesichtsausdruck wieder da.

»In meinen Augen passen Elizabeth und Wildfire gut zusammen. Was denkst du?«

»Die Kleine braucht noch verdammt viel Training. Meine Stallhilfe sitzt besser im Sattel als sie, aber ... es hätte weit schlimmer kommen können.« Ihr Kommentar ist Balsam auf meine Seele. »Wie alt bist du?«, fragt sie plötzlich.

»Einundzwanzig«, lüge ich, weil ich nicht will, dass sie meint, ich sei leicht zu manipulieren. Aber es funktioniert nicht.

»Noch 'n verdammtes Kind«, bringt sie verächtlich hervor.

»Freut mich, dass du meiner Meinung bist«, fährt Edward fort, ohne auf Maddies Unhöflichkeit einzugehen. »Was hast du gehofft, für das Pferd zu bekommen?«

»Was gedenkst du, mir anzubieten?«

Ich blicke von einem zum anderen. Anscheinend kommen wir jetzt schon zum geschäftlichen Teil, und wenn ich mir ihre entschlossenen Mienen ansehe, ahne ich, dass die Verhandlung zäh werden wird.

»Elizabeths Familie ist bereit, sechzigtausend Euro zu bezahlen, was ich für einen fairen Preis halte.«

»Fair? Von wegen!«, platzt es aus Maddie heraus. »Das ist momentan eins der besten Pferde im Turniergeschehen!«

»In deinen Augen vielleicht. Ich persönlich halte Wildfire für ein sehr gutes Pferd mit viel Potenzial, aber noch hat sie sich nicht wirklich bewiesen«, sagt Edward ruhig.

Maddie steigt die Röte ins Gesicht, als würde sie jeden Moment explodieren.

»Sie hat sich noch nicht bewiesen? So ein Quatsch! Dieses Pferd hat bisher noch jeden geschlagen, dich eingeschlossen, und das bei mehreren Gelegenheiten.« Maddies Stimme wird immer schriller, bis sie Edward fast anschreit, aber Wildfire bleibt gelassen. Vielleicht ist sie an die Ausbrüche ihrer Besitzerin gewöhnt.

»Sie ist aber noch nie bei einem Nationenpreis gesprungen.«

Maddie verzieht das Gesicht. Offenbar hat er einen wunden Punkt angesprochen.

»Du weißt ganz genau, dass ich dieses Jahr nominiert worden wäre, wenn ... wenn ich in der Lage gewesen wäre, sie zu behalten ...« Ihre Stimme ist wieder leiser geworden, aber sie sieht so wütend aus, dass es mich nicht überrascht hätte, wenn sie auf Edward losgegangen wäre.

»Möglich. Aber wer will das schon genau sagen?« Er zuckt die Achseln, als würden sie sich bloß über das Wetter unterhalten. Einen Moment lang schweigen beide. Ich habe keine Ahnung, was Maddie durch den Kopf geht.

»Hunderttausend. Dafür würde ich sie verkaufen.« Mir sinkt

der Mut. Meine Eltern sind vermögend, aber nie und nimmer werden sie einwilligen, so viel Geld für ein Pferd auszugeben.

»Das ist doch Größenwahn«, bricht es aus Edward heraus. Zum ersten Mal scheint es vorbei mit seiner Gelassenheit.

»Das ist der Preis, den mir die Araber bezahlen, wenn sie zum Verkauf steht.«

»Und denen würdest du das Pferd verkaufen?«, fragt Edward entgeistert. Immer wieder kursieren Gerüchte, was mit einem Pferd geschieht, das in den Mittleren Osten verkauft wird: Irgendein Scheich erwirbt ein teures Pferd für seinen Sohn, der wahrscheinlich nicht reiten kann. Der Sohn fällt entweder herunter oder verliert das Interesse, woraufhin der Scheich das Pferd schnellstens wieder loswerden will. Wohin es danach geht, ist ihm egal, Hauptsache, er hat keine Probleme mehr damit. Ich habe keine Ahnung, ob irgendetwas an den Gerüchten stimmt, aber weil man diese Geschichte so oder so ähnlich oft hört, wird wohl irgendwo ein Quentchen Wahrheit darin stecken.

»Mich interessiert in diesem Fall nur das Geld. Wenn ich das Pferd verkauft habe, geht's mich schließlich nichts mehr an«, sagt Maddie, und jedes Mitgefühl, das ich vielleicht für sie empfunden haben mag, ist endgültig erloschen. Bisher habe ich ihre Grobheit ihrer Trauer über den Verlust von Wildfire zugeschrieben, aber jetzt kommt sie mir wie ein geldgieriges Miststück vor. Selbst Edward scheint ihre Antwort zu erschüttern. In diesem Augenblick wird mir klar, was ich tun kann, um dieses Pferd zu bekommen.

»Siebzigtausend«, sage ich. Ich weiß, dass ich meine Eltern überreden kann, Wildfire für diesen Betrag zu kaufen. Edward sieht mich verdattert an, und Maddie schnaubt verächtlich.

»Gib's auf, Kleine. Wie ich schon sagte, von den Arabern kriege ich hunderttausend für sie.«